Der Sonntagsgast.

Jahrgang 20. **Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.** **No. 4.**

Der erste Schuß in Virginien.

Von R. von Ahlefeld-Cleveland.

„Also, Sie waren früher in der deutschen Armee Offizier! Aber einen Krieg haben Sie drüben doch wohl nicht mitgemacht?" wandte sich kürzlich gelegentlich des gemeinschaftlichen Abendessens ein drei Käse hohes Männchen an mich, das sich mir früher als Doktor der Medizin vorgestellt hatte.

Ich bejahte die erste und verneinte die zweite Frage.

„Sehen Sie, ich war auch früher einmal Soldat bei den Grauen, den Conföderirten, zwar nur ein halbes Jahr, aber ich war dabei, wie der erste Schuß in Virginien fiel. Die ganze Geschichte war allerdings recht unblutig, aber sie war doch das Vorspiel des nun bald mit all' seinen Schrecken ausbrechenden Krieges zwischen den Nord- und Süd-Staaten."

„Na, ich sehe, lieber Doktor," warf ich ein, „Sie wollen Ihren ersten Schuß in Virginien gerne zum Besten geben, also schießen Sie ihn nur los!"

Der kleine Heilkünstler wurde etwas verlegen, ich schien aber doch seine Gedanken richtig errathen zu haben.

„Ja, ja, Sie haben Recht, ich wollte Ihnen allerdings die Geschichte erzählen, aber wenn ich Sie langweile, stehe ich natürlich davon ab."

„Nichts für ungut, werther Doktor, ich habe zwar schon lange meinen Säbel abgeschnallt, trotzdem höre ich gerne einmal eine kriegerische Erzählung, Erinnerung, oder wie Sie es nennen wollen, selbst wenn sie ziemlich unblutig verlaufen ist. Also nur los.'

„Im Jahre 1861," begann mein medizinischer Gewährsmann, „war in den Süd-Staaten die Zahl derjenigen Männer, die schon einmal in Kriegszeiten Pulver gerochen hatten, verschwindend klein. Zwar traf man gelegentlich auf einen alten ehrwürdigen Veteranen von 1812, aber seine Erfahrungen und Erlebnisse gingen meistentheils nicht über einen falschen Alarm hinaus. Der mexikanische Krieg rief dann noch einmal den größten Theil dieser alten Krieger zu den Fahnen, aber seitdem waren die meisten derselben zur großen Armee versammelt worden, und die Ueberlebenden standen in einem Alter, das nicht mehr den Strapazen und Anstrengungen eines Feldzuges gewachsen ist. So traten denn hauptsächlich junge Burschen, die im Anfange der 20er Jahre standen, in die conföderirte Armee, darunter auch ich. Von irgend welchem militärischem Wissen konnte bei uns nicht die Rede sein, und was in dieser Hinsicht fehlte, suchten wir durch guten Willen und Enthusiasmus zu ersetzen.

Im März des Jahres 1861 ging es sehr lebhaft vor den Thoren der Stadt Richmond zu. In den Baracken des dortigen College, dessen Studenten sich schon zu den Fahnen begeben hatten, war ein Bataillon Artillerie einquartirt. Es waren fast alle „Richmond-Boys", aus denen sich unsere Truppe zusammensetzte. Es wurde uns manchmal recht schwer um's Herz, so Tag für Tag dem monotonen Dienste im Angesichte der aus der Ferne winkenden Häuser, in denen unsere Familien und „Sweethearts" wohnten, obliegen zu müssen. Da kam eines schönen Morgens vom Obercommando der Befehl, daß sofort eine Abtheilung von 50 Mann zur Verstärkung in die Front gesandt werden sollte. Beinahe die ganze Truppe meldete sich zu dieser Detachirung, ein Jeder hatte den ewigen Drill von Herzen satt. Die Glücklichen und von Allen Beneideten, auf welche die Wahl fiel, marschirten noch an demselben Tage nach dem Bahnhofe der York-River-Eisenbahn, von wo aus der Transport nach dem bedrohten, aber Niemandem bekannten Punkt erfolgen sollte. Bald war unser Trennungsschmerz — denn auch ich war unter den Auserwählten — überwunden, und mit Jubel und Gesang ging er hinein in die im jungen Grün prangende Frühlingsnatur. Ein Unfall, welcher der Lokomotive zustieß, zwang uns Marsjünger, die Nacht auf den harten Bänken zu verbringen, und, als wir am nächsten Morgen in West Point, damals noch ein kleines Dorf, ankamen, hatte der Frohsinn einer gedrückten und mißmuthigen Stimmung Platz gemacht, denn Alle fühlten sich in Folge der schlaflos und auf unbequemen Lagern zugebrachten Nacht am ganzen Leibe zerschlagen und gerädert.

In West Point wurden die beiden Geschütze, eine Boothaubitze und eine dreizöllige Rifle-Kanone, auf das Deck eines kleinen Dampfers gebracht, während wir Mannschaften, um kein Aufsehen während der Fahrt zu erregen, unter Deck gehen mußten. Auf dem unteren Laufe des Stromes sollte seit einigen Tagen ein bewaffnetes Yankeeboot herumkreuzen, und es galt, von demselben unbemerkt, an den Bestimmungsort, Gloucester Point zu gelangen. Wir kamen nicht in Sicht desselben, sondern begegneten nur einigen friedlichen Fischerbooten. Bei Gloucester Point wurden gerade bedeutende Befestigungen errichtet, und es war dem Obercommando zu Ohren gekommen, daß der Feind von Fort Monroe ein Kanonenboot ausgesandt hätte, um die Schanzarbeiten zu unterbrechen und die Erdwerke zu zerstören. Da die dort stationirte Compagnie nicht stark genug erschien, um mit Erfolg einem feindlichen Angriffe zu begegnen, so hatte man zu ihrer Unterstützung unser Detachement Artillerie herbeigezogen. Die Batteriewerke, welche von einer großen Anzahl Neger unter der Leitung einiger Ingenieuroffiziere aufgeführt wurden, lehnten sich mit einem Flügel an einen Sumpf an, der allmählich in das Strombett verlief und, um dieses nicht zu verschlammen, mit einem Werft eingefaßt war. Die ganze Armirung, die wir dort vorfanden, bestand aus einem alten eisernen Sechspfünder, der seiner Construktion nach noch aus dem vorigen Jahrhundert stammte, denn er ward noch vermittelst einer Lunte abgefeuert.

Da die Rampen und Bettungen für unsere beiden Geschütze noch nicht vollendet waren, so erbauten wir uns zwischen den Hauptwerken und dem Wasser ein kleines Schanzwerk in Lünettenform, während das alte Eisengeschütz in der rechten Flanko derselben dicht an der Werft aufgestellt wurde. Die Lünette war in kurzer Zeit mit Hilfe der Neger aufgeworfen, und man schritt allgemein zum Mittagessen. Zum ersten Male mußten wir unsere eigenen Köche spielen, und es währte geraume Zeit, ehe die Nahrungsmittel soweit zugerichtet waren, daß man sie auf das Feuer setzen konnte. Schon brodelte es in den Kesseln, ein angenehmer Duft stieg uns in die Nasen und ließ uns auf ein wohlschmeckendes Essen hoffen, als plötzlich der Offizier, welcher mit dem Fernglas den Strom beobachtet hatte, uns zu unseren Geschützen rief. So mußten wir denn unser fast schon fertiges „Diner" aufgeben und es seinem eigenen Schicksale überlassen.

In der Ferne sah man ein Schiff herandampfen, jedenfalls hatte dasselbe unser Boot in Sicht bekommen und hoffte, es nun hier kapern zu können. Vorläufig war nur ein langer Rauchstreifen zu erblicken, der sich merklich den Schanzen näherte und in kurzer Zeit so nahe gekommen war, daß man mit bloßem Auge einen niedrigen Raddampfer mit einem Schornsteine erkennen konnte. Als das Fahrzeug ungefähr noch 1000 Yards von den Erdwerken entfernt war, befahl unser Commandant einen Schuß über den Bug hinwegzufeuern. Die kleine Rifle-Kanone sandte donnernd ihr Geschoß, das aber bei Weitem nicht sein Ziel erreichte, sondern mehrere Male auf dem Wasserspiegel aufschlagend, einige hundert Yards vor dem Schiffe in dem Strome versank. Das Fahrzeug setzte seinen Curs ruhig fort und schien sich nicht weiter um diesen Schuß zu kümmern. Wir ließen es nun näher herankommen, und, als es in Schußweite schien, ward es genau auf's Ziel genommen, da es den Warnungsschuß nicht beachtet hatte und unzweifelhaft feindliche Absichten hegte. Das Wasser spritzte unmittelbar vor dem Bug hoch auf, der Schuß hatte getroffen. Die Räder hörten auf, sich zu bewegen, das Geschoß war entweder in den Rumpf geschlagen oder dicht über das Deck hinweg gefegt. Das Fahrzeug ließ sich nun langsam vom Strom herumtreiben, um seine Breitseite dem Lande zu zeigen. Der „Union Jack" flatterte lustig in der leichten Brise. Da stieg eine Rauchwolke dicht vor dem Bug auf, und wenige Minuten später flog der erste feindliche Gruß des Nordens dem Süden entgegen. Der Schuß war gut gezielt, ging aber zu kurz. Jetzt folgte ein lustiges Geknalle von beiden Seiten. Der alte Sechspfünder fiel in das Concert ein und zeigte sich seinen modernen Kameraden ebenbürtig. Der Dampfer brachte nun ein Geschütz zur Geltung, das, wie man später entdeckte, ein 32-Pfünder war. Endlich wurde er des nutzlosen Schießens müde und fuhr langsam in der Richtung nach der Mündung weiter. Jedenfalls hatte er seinen Recognoscirungszweck erreicht. Später lasen wir in den Zeitungen, daß es das bewaffnete Schleppboot „Yankee" gewesen ist, und betrachteten es als ein günstiges Vorzeichen, daß wir ein Fahrzeug, das dem Namen nach die ganzen Nordstaaten repräsentirte, beim ersten Mal kräftig zurückgewiesen hatten. Auch für unsere Batterie war es zum Guten, daß das Gefecht endete. Denn die Fluth setzte mit aller Macht ein, und das Wasser stand in der Lünette bereits einen Fuß hoch. Es waren im Ganzen dreizehn Granaten verfeuert worden, von denen drei, wie wir nachher erfuhren, das feindliche Fahrzeug getroffen hatten. Wir brauchten uns also unserer artilleristischen Leistungen nicht zu schämen. Da der Kampf endgiltig vorüber zu sein schien, machten wir uns in Eile daran, die verlassenen Kochtöpfe wieder aufzusuchen und das unterbrochene Mittagsessen zu Ende zu bringen. Ein Jeder war über die Maßen hungrig. Wer aber beschreibt unseren Schrecken, als wir wahrnahmen, daß, während wir die Ehre der Palmetto-Flagge vertheidigten, ein anderer Feind vom Rücken aus in das Lager eingebrochen war! Das ganze Lager war von einer Heerde Schweine überfallen worden, die alle Pfannen, Kessel und Gefäße umgeworfen und alles Eßbare entweder in ihre Magen hatten geleiten lassen oder in den Grund getrampelt hatten. Niemand war zur Aufsicht bei den Feuern zurückgeblieben, denn alle Neger und Nichtcombattanten hatten sich bei dem ersten Schusse eiligst aus dem Staub gemacht, und sich hinter den Hügeln in Sicherheit gebracht. So mußte man wieder von neuem an die Bereitung der Mahlzeit schreiten, die dieses Mal um Vieles schwieriger war, da man sich die Lebensmittel erst mühsam von den benachbarten Farmern zusammenbetteln mußte.

Ein herrlicher Abend brach heran, bleicher Mondschein ergoß sich malerisch über die weite Wasserfläche (der kleine Mann war ganz poetisch bei seiner unblutigen Geschichte geworden), eine leichte Seebrise strich schmeichelnd durch die Luft und ließ das Laub der Bäume und die Halme der Gräser sich vor ihr neigen. Auf den Wällen der Schanzen gingen die Wachtposten träumend und gemessenen Schrittes einher und ließen dann und wann ihr Auge spähend über die Umgebung schweifen. Vor den Zelten brannten hellodernde Feuer, und, um sie herumgeschaart saßen wir tapferen Vaterlandsvertheidiger in lebhafter Unterhaltung über die Erlebnisse begriffen. Ein Jeder wußte über einen anderen Moment aus dem Kampfe zu berichten, der uns zum ersten Male, wenn auch nicht gerade von einer gefährlichen Lage die Rede hatte sein können, den kommenden Ernst des Krieges vor Augen geführt hatte. Lächelnd erzählte sich die Bedienungsmannschaft des alten Sechspfünders, welchen Streich ihnen das „alte Möbel" spielte. Als sie bei Abgabe des ersten Schusses dicht um das Geschütz herumstand, hatte dasselbe nach dem Abfeuern einen solchen Satz nach rückwärts gemacht, daß die ganze Bedienungsmannschaft in allen möglichen Sprüngen durch die Luft geschleudert wurde und sich mit verdutzten Gesichtern etwa 15 Schritt hinter der Kanone auf dem Erdboden sitzend wiederfand. Nachdem sich ein Jeder die schmerzende Stelle gerieben und sich überzeugt hatte, daß nichts gebrochen war, war Alles wieder vorsichtig zu dem hinterlistigen Geschütze zurück geschlichen. Das nächste Mal sah man nicht so eifrig dem Schusse nach.

Nicht geringes Gaudium verursachte während des Feuergefechtes ein Hund von jener Rasse, die so ziemlich alle Hundegattungen repräsentirte. Kläffend und heulend lief er beständig vor den Schanzen hin und her. Sobald ein Schuß fiel sprang er mit allen vier Beinen gleichzeitig in die Luft, um die Rauchwolken zu fangen, und sauste dann dem Geschosse nach, dessen Spuren er vergeblich im Wasser wiederzufinden suchte. Jedes Mal, wenn das Geschoß aus dem feindlichen 32-Pfünder angeflogen kam und, dicht vor den Erdwerken das Wasser hoch aufwühlend, in die Tiefen desselben versank, tauchte das lebhafte Thier demselben nach und blieb oft so lange unter Wasser, daß wir dachten, es wäre ertrunken.

Sehen Sie, ich war zwar nur ein halbes Jahr Soldat (eine nicht mißzuverstehende Anspielung auf meine thatenlose zehnjährige Dienstzeit), denn bald darauf reklamirte mich meine Mutter als ihren einzigsten Ernährer, aber ich war doch dabei, wie der erste Schuß in Virginien, der erste Schuß in dem dann bald mit aller Furie entbrennenden Bürgerkriege abgefeuert ward. Was nützt mir alles Soldatische, wenn man es nicht verwerthen kann und nie einen Feind zu sehen bekommt," fügte das Männchen hinzu, halb mitleidig, halb verächtlich auf mich blickend.

„Na, meinetwegen konnte der Kaiser doch nicht extra einen Krieg anfangen," warf ich bei der Renommage ein, „was ich drüben versäumte, habe ich übrigens hier bei meinen Recontres mit den Indianern im Westen gründlich nachgeholt. Sehen Sie hier," damit schob ich meine Pelzkappe von der Stirn zurück, „hier können Sie das Merkmal erblicken, das mir das Bowie-Messer eines Apachen zurückließ!"

Entsetzt starrte das Doctorchen auf die blutig-rothe Narbe, die quer über meine Stirn lief. So etwas konnte er bei seinem „ersten Schuß in Virginien" denn doch nicht aufweisen, und „schaudernd wandte sich der Gast mit Grausen". Daß ich vor etwa drei Wochen mir bei einem Falle während eines Schlittschuhlaufens die Stirne aufgeschlagen hatte, behielt ich wohlweislich für mich. Wer weiß, was ich sonst noch für Injurien wegen meines Nichtsthuns innerhalb meiner Dienstzeit seitens des Mannes mit „dem ersten Schuß in Virginien" hätte über mich ergehen lassen müssen!

* * *

Mein verehrter Leser, gewiß vermeintest Du eine höchst spannende, vielleicht sogar bluttriefende Erzählung von mir zu vernehmen, und nun bin ich Dir mit dieser harm- und anspruchslosen Schilderung unter die Augen getreten. Warum? Weil ich dachte, Du möchtest gleich mir in dem Wahne gefangen gewesen sein, daß die acht Tage später erfolgte Beschießung des Forts Sumters den Anfang des Bürgerkrieges bildete. Obige Schilderung des „ersten Schusses in Virginien", so unbedeutend sie an und für sich auch gewesen sein mag, hat mich eines besseren belehrt und dürfte auch Dich eines Besseren belehren, denn sie entspricht der Wirklichkeit und ist weder meiner Phantasie, noch der meines Gewährsmannes entsprungen.

Der Spieler.

Humoreske von Armin Ronai.

Kommerzienrath Ehrenberg fröhnte neben vielen anderen Passionen mit besonderer Vorliebe dem Piketttspiel. Er stand auch in dem Rufe, in diesem Kartenspiel ein vollendeter Künstler zu sein; und wenn er jemanden im Klub zu einer Parthie Pikett aufforderte, so hieß das bei allen, die ihn kannten, so viel als: Geben Sie mir Ihre Baarschaft her! Es kam auch selten genug vor, daß jemand den Muth hatte, sich mit diesem anerkannten Champion aller Piketttspieler messen zu wollen.

Jüngst hatte Kommerzienrath Ehrenberg geschäftlich in Magdeburg zu thun. Schon am Bahnhof traf er einen Bekannten, Herrn Friedrich Fels, Buchhalter an der Centralbank, dessen Aufsichtsrath Herr Ehrenberg angehörte. Er kannte den jungen Mann sehr gut und redete ihn auch sofort an:

„Verreisen Sie auch Herr Fels?"

„Jawohl, Herr Kommerzienrath, ich habe bei der Kreditbank in Magdeburg zu thun."

„Das trifft sich prächtig, da können wir ja zusammen reisen."

Die Herren machten sich's in einem Coupee bequem. Der Kommerzienrath bot Herrn Fels eine Havanna an und erkundigte sich mit warmem Interesse nach seinem Fortkommen bei der Bank.

„Sie sollen ja, wie ich gehört habe, für die erledigte Prokuristenstelle in Aussicht genommen sein, wie steht es denn damit?"

„Soviel mir Herr Direktor Schmidt gesagt hat, bedarf es nur noch der Zustimmung des Aufsichtsrathes, und wenn der Herr Kommerzienrath die Güte haben wollten — —"

„Gewiß, gewiß, lieber Herr Fels, ich hörte ja nur Gutes von Ihnen und werde die anderen Herren schon zu gewinnen trachten. Uebrigens — spielen Sie Pikett?"

„Jawohl, Herr Kommerzienrath, ich bin darin sogar, wenn ich so sagen darf, Spezialist."

„Soo." Der Kommerzienrath runzelte etwas die Stirn. „Und würden Sie sich getrauen, mit mir zu spielen?"

„Es wird mir eine große Ehre sein."

Der Kommerzienrath fühlte sich wie der Löwe dem Thierbändiger gegenüber! Soll er ihn auffressen oder nur ein wenig zerzausen? Er bezwang sich aber und sagte mit gelassener Miene:

„Und wie hoch wollen wir denn spielen?"

„Ich denke, um eine Mark."

Der Kommerzienrath war jetzt noch unangenehmer berührt. Der junge Mann begann, ihm entschieden zu mißfallen. Entweder ist er ein Aufschneider oder ein Hazardeur, der bei Gelegenheit alles auf eine Karte setzt. Und er fragte höhnisch:

„Wird das nicht etwas zu hoch sein?"

„Wenn's dem Herrn Kommerzienrath zu hoch ist, können wir ja um die Hälfte spielen."

„Das werde ich mir wohl noch leisten können," erwiderte dieser in ziemlich unhöflichem Tone. Innerlich aber dachte er: Warte nur, mein Sohn, dafür sollst Du büßen.

Bald war aus dem Koffer des Kommerzienraths ein Kartenspiel improvisirt, selbst die beiden Täfelchen und die nöthige Kreide fehlten nicht — der Kommerzienrath reiste nie ohne seine Piketttrequisiten.

„Also zehn Partien," sagte er, „das wird bis Magdeburg gerade ausreichen."

Der junge Buchhalter schien Glück zu haben; schon bei der ersten Austheilung konnte er „sechs mit sechzehn nebst vierzehn Assen", also einen „Neunziger" melden! Der Kommerzienrath bekam einen einzigen Stich. Etwas gereizt schob er die Karten von sich, während Herr Fels lächend und ruhig seine Points notirte. Die erste Partie verlor der Kommerzienrath mit „double". Aber auch die folgenden brachten für ihn ein höchst überraschendes und unerwartetes Resultat: Er verlor mit Glanz alle zehn Partien! Der Verlierer pflegt ja auch sonst nicht liebenswürdig zu sein; hier handelte es sich aber auch noch um den Nimbus. So ein grüner Junge gewinnt von ihm zehn Partien hintereinander und noch dazu mit einem solchen Einsatz.

„Rechnen wir ab," rief der Kommerzienrath schroff.

Herr Fels hatte 3200 Point gewonnen. Man hatte ungarisch" gespielt „mit allen Schikanen."

Der Kommerzienrath nahm sein Portefeuille heraus und schrieb etwas auf eine Visitenkarte, die er dann dem jungen Manne übergab.

„Wollen Sie sich das Geld morgen bei meinem Sekretär auszahlen lassen."

„Bitte, Herr Kommerzienrath, die Kleinigkeit eilt ja nicht so sehr."

„Kleinigkeit?.....Für Sie vielleicht ....übrigens, wie gesagt, bringen Sie die Sache morgen in Ordnung."

Der Buchhalter steckte die Visitenkarte zu sich, ohne sie auch nur angeblickt zu haben. Das veränderte Benehmen des Kommerzienraths war ihm aufgefallen und zwar recht unangenehm. Er schrieb alles dem Verluste zu; freilich konnte er nichts dafür, der Kommerzienrath hatte ihn ja selbst zum Spiele aufgefordert.

Als der Zug in Magdeburg hielt verließ der Kommerzienrath rasch das Coupee, für seinen Partner hatte er nur einen kalten Gruß.

Inzwischen waren zehn Tage vergangen. Herr Fels arbeitete auf seinem Bureau im alten Geleise weiter und dachte kaum mehr an seinen Magdeburger Abstecher; auch die für ihn so erfolgreiche Piketttpartie schien er vergessen zu haben. Er hatte gerade jetzt an wichtigere Sachen zu denken. Die Direktoren der Bank hatten seine Ernennung zum Prokuristen mit entsprechender Gehaltserhöhung in sichere Aussicht gestellt. Aber auf einmal schien irgend eine Gegenströmung sich geltend zu machen. Direktor Schmidt, der ihm sehr gewogen war, hatte ihm erst gestern gesagt:

„Es schien schon alles in Ordnung zu sein, Herr Fels, aber ich weiß nicht, im Aufsichtsrath dürfte Jemand gegen Ihre Ernennung Stimmung gemacht haben. Ich habe bemerkt, daß einige Herren direkt gegen Sie stimmen werden. In diesen Tagen ist Sitzung; ich werde natürlich mein möglichstes thun."

Herr Fels war von diesen Eröffnungen keineswegs erbaut; er konnte sich die ihm feindliche Stimmung durchaus nicht erklären. Schließlich hatte es ja noch Zeit; er war ja jung genug, warten zu können, wenn ihm auch die in Aussicht stehende Gehaltserhöhung sehr zu statten gekommen wäre. Damit wäre er auch seinem Ziele, baldigst heirathen zu können, näher gerückt.

In Gedanken mit der nahe bevorstehenden, für ihn so folgenschweren Sitzung beschäftigt, saß Fels an seinem Schreibtisch und erledigte die Einläufe der Morgenpost. Da wurde er von einem Diener des Aufsichtsraths gerufen. Hochklopfenden Herzens trat er dort ein und sah sich dem Kommerzienrath Ehrenberg gegenüber, der allein im Zimmer anwesend war.

„Herr Fels," redete ihn dieser an, „Sie scheinen sehr vergeßlich zu sein."

„Wieso, Herr Kommerzienrath?" stotterte der Buchhalter.

„Oder in Geldsachen sehr leichtfertig! Und wenn man Prokurist einer Bank werden will —"

„Ich weiß in der That nicht, Herr Kommerzienrath —"

„Warum haben Sie Ihren Gewinnst sich nicht auszahlen lassen?"

„Ach, diese Kleinigkeit."

„Den Henker auch, nun habe ich es satt. Sie scheinen ja ein gottloser Aufschneider zu sein! Ich habe mich nach Ihren Privatverhältnissen erkundigt, und Sie nennen dreitausendzweihundert Mark eine Kleinigkeit?"

„Dreitausendzweihundert Mark!"— Der junge Buchhalter blickte den Kommerzienrath mit den unverkennbaren Zeichen ehrlichsten Erstaunens an.

„Haben Sie denn nicht so viel von mir gewonnen?" fragte betroffen und etwas milder der Kommerzienrath, als er die Miene seines Untergebenen sah.

„Dreitausend — nein, Herr Kommerzienrath. Wenn man zu so niedrigem Satz spielt, kann man nicht so viel gewinnen."

„Ja, aber Mensch, Sie selbst sagten doch, daß wir um eine Mark den Point spielen wollten."

„Ganz recht, um eine Mark die Partie."

„Die Par...! — ach, bitte, sehen Sie doch mal nach, ob Sie meine Karte noch haben."

Herr Fels suchte in seinen Taschen nach und fand die Visitenkarte, die er weiter gar nicht angesehen hatte. Nun sah er freilich, daß in einer Ecke mit etwas undeutlicher Schrift dreitausendzweihundert Mark notirt waren. Er war starr.

Der Kommerzienrath ging einige Male im Zimmer auf und ab. „Schlimm, schlimm," sagte er nach einer Pause, „ich hielt Sie für einen professionellen Kartenspieler, für einen Hazardeur, hm, — für einen Bankbeamten gewiß keine gute Empfehlung, und zumal, wenn man Prokurist werden will — —"

„Dann darf ich mir wohl auch erklären, warum ich so schlecht beurtheilt werde, Herr Kommerzienrath...."

„Sie haben recht. Es scheint sich hier ein falsches Urtheil gebildet zu haben. Aber, — es ist ja noch alles gut zu machen."

„Ich wäre Ihnen dafür herzlich dankbar."

„Nun gut, Herr — Prokurist, das wäre ja in Ordnung. Was hätten Sie aber gethan, wenn ich gewonnen hätte? Ich hätte entschieden auf den dreitausendzweihundert Mark bestanden."

Herr Fels war in größter Verlegenheit.

„Das wäre mir freilich furchtbar unangenehm gewesen; Sie hätten mir eben glauben müssen."

Der Kommerzienrath reichte ihm freundlich die Hand.

„Nun glaube ich Ihnen auch! Aber den Gewinnst sollen Sie doch haben, genau so, wie er auf der Karte steht — als Brautgeschenk an Ihrem Hochzeitstage. Und wenn Sie hin und wieder einen freien Abend haben, so können Sie mich besuchen, dann spielen wir einige Partien Pikett — aber nur zu einem Pfennig den Point! Sonst könnte mir das Vergnügen doch zu kostspielig werden."

Cromwell-Legenden.

An Oliver Cromwell, den gewaltigen „Lord-Protektor", der nicht nur, wie die englischen Royalisten meinten, ein „Königsmörder" war, sondern während der kurzen Zeit seiner Regierung den Grundstein zur Größe des englischen Reiches gelegt hat, knüpfen sich allerhand Legenden. Die Familie Cromwells war mütterlicherseits mit den Stuarts verwandt, und deshalb wohl kehrte Jakob I. Stuart 1603 bei dem Vater Cromwells in Huntingdon ein. Der fünfte Sohn des Hauses, Oliver, damals vier Jahre alt, gerieth beim Spiel mit dem 3jährigen Karl Stuart in Zwist, den sie nach Knabenart mit ihren kleinen Fäusten auf der Stelle ausfochten. Daß aus diesem Streite der Königssohn mit blutender Nase hervorging, gilt als Prophezeiung dafür, daß er ein halbes Jahrhundert später von demselben Oliver Cromwell auf das Schaffott geschickt wurde. Den Frieden sollte Cromwell im Grabe nicht finden. Nach der Restauration der Stuarts wurde auf Befehl Karl II., des Sohnes des durch Cromwell hingerichteten Karl I., die Leiche Cromwells, seiner Mutter und seiner Tochter ausgegraben und an den Galgen gehängt. So glaubten die Stuarts. Aber die Eingeweihten wußten es besser. Nur Wenigen war es bekannt, daß der am Galgen hängende Leichnam nicht Cromwell, sondern Karl I. war. Als Cromwell im Sterben lag, so glaubt noch heute das Volk, bat er seine Vertrauten, dafür zu sorgen, daß seine Ueberreste vor der Rache der Stuarts sicher bleiben möchten. Und so geschah es. Ein in das Geheimniß eingeweihter Chirurg mußte, nachdem der Königssarg eröffnet war, das Haupt des hingerichteten Königs an den Rumpf nähen. Dann wurde die Leiche des Königs aus dem Sarge genommem und statt ihrer die Leiche Cromwells in den Sarg gelegt. Der todte König erhielt seine Ruhestätte in dem Sarge der als Sarg Cromwells galt. So kam es daß Karl II. seinen todten Vater an den Galgen hängte, und daß der Königsmörder in der Gruft der Stuarts ruhte.

Der schlaue Franz.

Lehrer: „Du warst gestern nicht in der Schule, Franz; wo ist Dein Entschuldigungs-Zettel?"

Franz: „Ich habe keinen."

Lehrer: „Also laß' Dir einen Entschuldigungs-Zettel schreiben und bring' ihn mir morgen mit — hörst Du?"

Franz: „Von wem soll ich ihn mir ausstellen lassen?"

Lehrer: „Von Deinem Vater natürlich."

Franz: „O, mein Papa ist man schwach in Entschuldigungen, wie die Mama immer sagt."

Höhere Kochkunst.

Er (kurz verheirathet): „Mein Gott, Elise, was hat denn die Suppe heute für einen abscheulichen Geschmack? Du scheinst schlechtes Salz hineingethan zu haben!"

Sie (entrüstet): „Schlechtes Salz! Wo denkst Du hin? Echtes Karlsbadersalz!"

Vorurtheil.

„Nun, wie hat Ihnen der Akt gefallen? Wunderschön, nicht!"

„Großartig! Aber ich denke, Sie mögen Wagner'sche Musik, nicht?"

„Herrgott, richtig! Ein Glück, daß Sie mich daran erinnern, Adieu!"